Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Die Bora [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575284

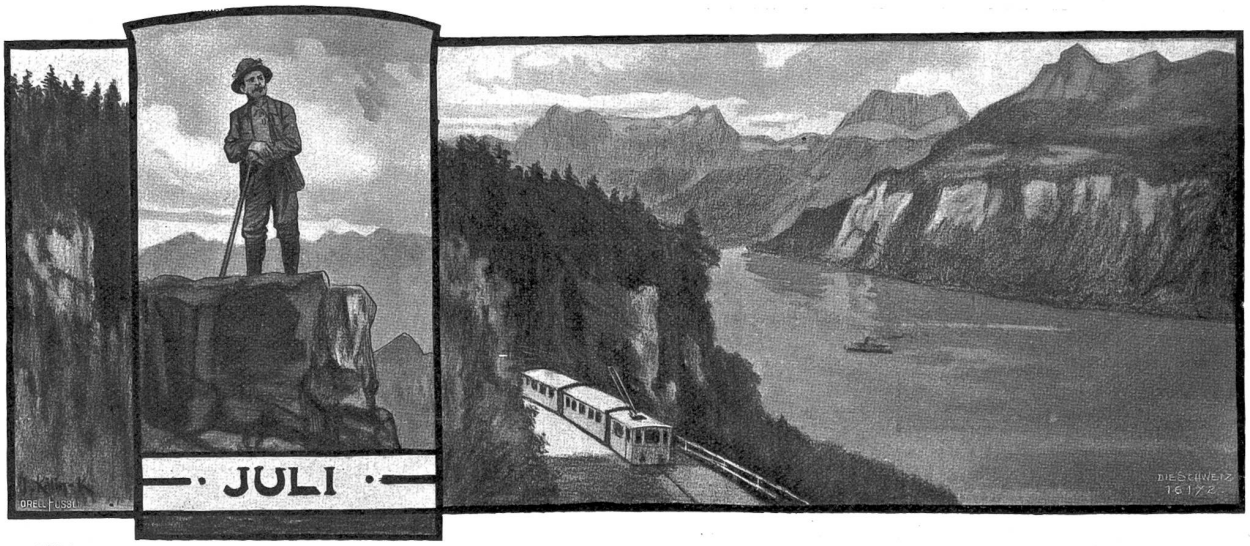
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Bora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

Man hatte eine gute Weile nichts mehr vernommen, da klang es herauf:

Mare si placido, vento si caro,
Scordar fai triboli al marinaro . . .

„Aha," fuhr Wanda auf, „sie singen die Santa Lucia!" Sie trat ans Fenster, winkte die andern herbei und zeigte ihnen, wie in weiter Ferne eine Rakete emporschoß. „Jetzt sind wir bald erlöst!" sprach sie.

Venite all'agile barchetta mia,
Santa Lucia! Santa Lucia!

tönte es noch einmal. Und einige Minuten später sah man ein halbes Dutzend kleiner Nachen, die im Schilfe verborgen gewesen waren, in verschiedenen Richtungen dem Meere zusteuern. „Zwei sind Fischer," flüsterte Wanda, „um die Wachen irrezuführen, die andern führen Zollgut!"

Also hatte man die Santa Lucia doch noch zu hören bekommen, und das Gebet hatte wahrscheinlich als Parole gedient, daß der nächtigen Seefahrt kein Hindernis in den Weg trete. Doch bald war ein Schuß und unmittelbar darauf ein schriller Schrei zu vernehmen, was Wanda zu den Worten veranlaßte: „Das war ein Karabiner der Doganieri. Ich kenne sie. Sie folgen den Malandrini nach der Brenta."

Diese ganze Strategie verstand weder der Künstler noch seine Gebieterin. Das aber erfüllte sie mit Behagen, daß nun das Haus von den gefährlichen Gestalten gesäubert war. Doch war man noch mitten in der Nacht, und es galt, noch manche Stunde zu harren, bis der Himmel über den istrischen Bergen den Morgen verkündete.

Jetzt entschlüpfte Wanda wieder nach der Fensterbank und legte sich, das Haupt auf den Arm gelegt, zum Schlafe hin, vielleicht wirklich von der Ermattung überwältigt, vielleicht auch, weil sie die beiden andern nicht länger durch ihr Nahesein belästigen wollte. Daß sie wirklich entschlafen war, verriet das bald laut werdende Klappermühlchen; denn man kann jung und schön sein und doch schnarchen! Zu den sieben Todsünden gehört es nicht.

Cosimo und Margherita waren so gut wie allein, befreit auch von dem belästigenden Gefühl wegen der persönlichen Sicherheit. Aller Unbequemlichkeit und den kleinen Sorgen, die noch entstehen mochten, konnte man, man war ja jung und lebenslustig, fast mit mutwilligem Behagen entgegengehen. Man hatte nun einmal ein Abenteuer erlebt!

In Margherita herrschte das Gefühl, ihn, den sie mehr liebte, als sie sich selbst gestehen wollte, aus den Wellen der Adria gerettet zu haben. Wie angesteckt von seinem Künstlertum, schaute sie die Situation als eine zur Tat gewordene Dichtung an, die man nicht mit den Augen der Alltäglichkeit betrachten durfte.

„Wenn uns Marco im Stiche ließe," sagte sie halb im Traum, „wenn uns dieses Sumpfland zur Robinsoninsel beschieden wäre!"

„Vielleicht wäre es das Beste, was uns geschehen könnte!" erwiderte der Angeredete, ohne recht zu denken, was er sagte.

«L'uomo allegro, Dio l'aiuta!» (Dem Frohmütigen hilft Gott) sprach sie und schloß die Augen, als wollte sie sich so recht nach Herzenslust den Bildern der Phantasie hingeben. Es war aber auch eine übermächtige Schlafsucht über sie gekommen; denn das Seeübel hatte ihren Organismus doch so ziemlich erschöpft. So währte es nicht lange, bis sie ihr schönes Haupt an des Mannes Schulter lehnte, der ihr Schirm sein sollte, wenn sie gänzlich dem Schlummer verfallen. Daß dies noch nicht geschehen, fühlte er wohl, da sie ihn fester umschlang, als es Schlafende zu tun pflegen. Er verharrte indes mit Niederkämpfung aller Leidenschaft im ruhigen Besitz des schönen Weibes, sachte den Arm um sie legend, als hätte er es vor allen Unbilden der Außenwelt zu schützen. Nach einiger Zeit wurde er inne, daß das Oel der Lampe gänzlich am Versiegen war, und schraubte daher, um widerliche Stickluft zu vermeiden, den Docht herunter.

Jetzt gewahrte er, daß das erste Morgengrauen sich bemerklich machte. Doch hütete er sich wohl, durch ein Wort oder durch eine rasche Bewegung die Entschlafene zu wecken; es war gar zu schön, sie zu hüten und den Pulsschlag ihres Herzens zu spüren. Als nun das schwache Morgenlicht ihre Stirn und allmählich ihre Züge genauer erkennen ließ, da verglich er das Sichtbarwerden der Schönheit mit dem Morgenrot, das den Erdball überhaucht, wenn der junge Tag geboren wird.

So lebte er in einem sanften Andante der Liebe, als sie plötzlich erwachte und ihn, mit hellen Augen um sich schauend, mit einem Kuße überraschte. „Was mir geträumt hat, soll auch Wahrheit sein!" sprach sie.

Damit weckte sie auch Wanda, die erschrocken empor fuhr und rasch auf den Füßen stand. Kaum nahm sich das schöne Mädchen Zeit zu Gruß und Abschied. Fort war sie.

IV.

Der Frühling begann sich anzukünden, als Cosimo den Feldzug gegen die neuen Objekte eröffnete, die er sich zur Arbeit für die nächste Zeit erkoren. Es galt nun zweierlei: die so rasch erklommene Höhe zu behaupten und denen das Wort im Munde zu ersticken, die an seiner Berufung zweifelten, und zweitens sich als Künstler eine Existenz für das ganze Leben zu gründen. Auch solche hatten sich nämlich gefunden, die seinem Rinascimento was anzuhaben suchten, und das Bild wanderte nach Schluß der Ausstellung in Venedig unverkauft nach Mailand. Statt des sehnlich erwarteten Ertrages, der für geraume Zeit das Leben fristen sollte, kamen in verschiedenen Zeitungen mancherlei Rezensionen, kritisierend, summarisch erwähnend, tröstlich oder ermunternd, keine enthusiastisch, eine aber, anonym zugesandt und mit Rotkreuz angemerkt, von aufregendem Inhalt. Der noch sehr jugendliche Cosimo Riccardi, aus Friaul gebürtig, habe ein Bild ausgestellt, das eher einer Ikarosfahrt als einem Adlerflug zu vergleichen sei; vorläufig wolle der Schreiber der Rezension dem Anfänger nicht zu nahetreten, sondern das Werk mit der Devise entlassen: «Graecum est, non potest legi!»

Wiewohl Cosimo ein klein wenig Latein verstand, so waren ihm die Worte doch unerklärlich. Als ihm aber der zu Rat gezogene Tommaso erklärte, das wolle sagen, der Gegenstand des Bildes sei dem Publikum zu rätselhaft, so glaubte der Verletzte in den Zügen des Aufklärers etwas wie Schadenfreude zu entdecken, sodaß sofort der Verdacht rege ward, der Kollege könne etwas von der Sache wissen. Daher entstand das unerquickliche Verhältnis, daß er ihn zugleich mied und wieder aufsuchte, stets schwankend, ob Tommaso aus Schonung schweige oder ob er wirklich eine perfide Rolle spiele. Der Italiener ist seinem Charakter nach stets zu Mißtrauen geneigt, und unser Anfänger war in dieser Beziehung mit Leib und Seele ein Italiener; weil er aber noch jung war, so hatte er noch nicht Lebensphilosophie genug gewonnen, sich über derartige wurmende Gefühle hinwegzusetzen. Zugleich war er Künstler genug, auch sein eigenes Werk mit kritischem Auge zu betrachten und zu prüfen, ob er nicht wirklich dem großen Publikum in der Enträtselung der feingedachten Komposition zuviel zugemutet. Dies zu ergründen, lag ihm um so eher am Herzen, als es galt, bei neuen Werken nicht in denselben Fehler zu verfallen.

Solche Grübeleien sind dem freien künstlerischen Schaffen nichts weniger als förderlich. Daher war es in doppeltem Sinne willkommen, als die länger werdenden Tage, das günstige Licht und die belebende Frühlingsluft die Seele wieder erleichterten und die Blicke erweiterten, über den Tag hinaus in die Ferne, in die Ewigkeit zu schauen.

Doch wichtiger als das alles war der Kampf, den Cosimo wegen der Frau mit sich selbst zu kämpfen hatte, die ihm die Bora im letzten Spätjahr an die Seite geführt, die stets neben ihm, über ihm schwebte und all sein Tun und Lassen, sein Wollen und Wünschen regierte, ihn mit Unternehmungslust und Triumphgedanken erfüllte und die zugleich ein Hindernis war, wenn es zum Ausführen ging, wenn es sich darum handelte, sich aufs tiefste in einen Gegenstand zu konzentrieren.

„Aisopos als Fabelerzähler" wurde als Gegenstand einer neuen Komposition von Tag zu Tag lebendiger. Dies erforderte eine zwiefache Arbeit: das Erforschen der Persönlichkeit des weisen Griechen nebst den nötigen historischen Studien über Land und Leute der damaligen Periode, ferner Seelenstudien, die nur an den Lebendigen vorgenommen werden konnten. Er mußte das Volk aller Altersstufen belauschen, wie es durch Erzählung in Spannung erhalten, zu Rührung, Bewunderung, Heiterkeit erregt wird. Da läßt sich nicht wie beim Aktstehen gebieten, wie die Glieder gehalten werden müssen. Das Objekt, das man erfassen will, darf keine Ahnung haben, daß es beobachtet wird. Als nachahmungswerte Meister erschienen Cosimo neben einigen Italienern die Spanier, ganz besonders Murillo. Jeder Künstler, sei er nun Dichter oder Plastiker, zählt es zu den schönsten Momenten seines Lebens, wenn er sich im Vertrauen auf seine Kraft mit ganzer Seele einem Werke hingeben kann, wenn er beim Durchdringen seines Gegenstandes stets neue Reichtümer entdeckt. Die sich aufbauenden Schwierigkeiten reizen die Arbeitslust, die Fülle des zu Bewältigenden liegt da wie ein Kanaan, das zu gewinnen ist. Das sind die Tage des seligen Selbstvergessens, des Entrücktseins aus der Alltagswelt. Glücklich sind die Raffael- und Mozartnaturen, die von der Höhe solcher Erdengröße gleich ebenen Fußes in die elysischen Gefilde hinüberwandern können, jung, ungebeugt und ungebrochen! Aber wie viele müssen neben der Arbeit ermatten, müssen die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte erkennen, müssen die hochgesteckten Ziele immer bescheidener und bescheidener gestalten, müssen sich mit Halbgelungenem zufrieden geben, an dem kaum das innerste Korn des gewollten Ideales zu erkennen ist!

Hievon hatte Cosimo noch keine Ahnung, so wenig als von dem Kampfe, der auch dem Trefflichsten nicht erspart bleibt, der es wagt, sein Haupt über die Alltäglichkeit emporzuheben. Und davon keimte am allerwenigsten ein Argwohn in seiner Seele, daß uns oft die brennendsten Wunden, die eigentlich verzehrenden Leiden von denen bereitet werden, die wir für unsere Freunde halten.

Ein häufiges Zusammentreffen mit Tommaso, dem Maler von Spelunkenszenen, war nicht zu vermeiden. Die beiden Freunde traten einander näher als je und fanden somit auch Gelegenheit, einander zu beobachten. Nicht immer geschah dies mit Wohlgefallen; denn der ältere betrachtete gewissermaßen die Region der piccola gente

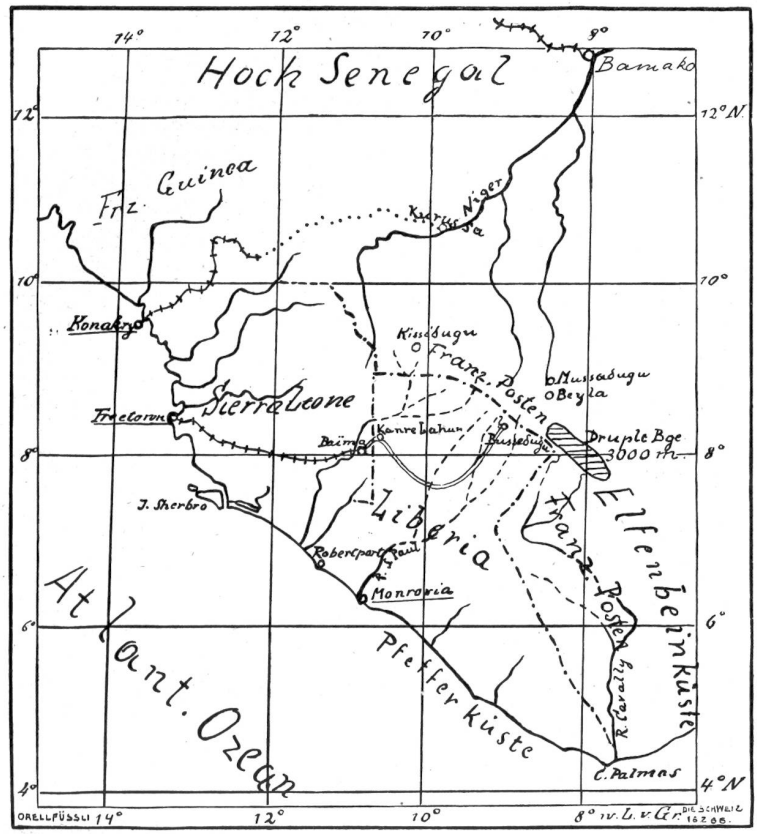
als sein eigenes Jagdgebiet und hütete sich daher wohl, den Rivalen die Kniffe und Pfiffe zu lehren, die er seinerseits anwandte, um geeignete Szenen zu Bildern zu schaffen. Anderseits war es ihm fast lieb, daß er den jüngern Freund als Scolaren betrachten konnte, von dem vorläufig noch keine Konkurrenz zu befürchten war. Cosimo dagegen glaubte wahrzunehmen, daß sein Protektor durch das intime Studium der Hefe des Volkes selber in seinem Charakter gelitten, daß er das Mißtrauische, Schadenfrohe, sinnlich Gierige, das sich in diesen Menschen ausspricht, einigermaßen in sich aufgenommen, sodaß man manchmal glaubte, es in seinen Gesichtszügen vibrieren zu sehen.

Das Verhältnis zu der schönen Albrizzi war im Verlauf der Wochen und Monate ebenfalls ein anderes geworden.

Durch Zufall hatte Cosimo erfahren, daß jenes ungastliche Haus in den Maremmen beim Schiffervolk den Namen Prigione führte, weil es in früherer Zeit, da die Oesterreicher noch im Lande regierten, den sogenannten Finanzern oft als Gefängnis gedient hatte. Prigione! Das war ominös! Das Zusammensein in der armseligen Inselherberge hatte nur wenige Stunden gedauert, aber lange genug, um beide aneinanderzuschmieden mit den Fesseln glühender Leidenschaft; denn gerade die Trostlosigkeit der Umgebung war es, die Margherita ganz auf Cosimo, diesen ganz auf jene anwies. Als das Gefühl der persönlichen Unbehaglichkeit endlich gewichen und die ans Herrschen und Gebieten gewohnte Dame sich auch von der Gegenwart der Dalmatinerin befreit sah, zugleich gewiß war, daß das schöne Mädchen trotz des unverkennbaren Eindrucks auf den Maler ihn nicht gänzlich eingenommen, da schien es ihr selbstverständlich, das Schicksal des Borasturms habe es gefügt, sie in den Alleinbesitz des Künstlers gelangen zu lassen, wie Dido in den des Aeneas. Aehnlich erging es ihm selbst. Die Gunst, mit der sie ihn vorher unter vier Augen sowohl als in Gegenwart seiner Gesellschaft beehrt, hatte dem Künstler gegolten und war als Schwärmerei einer idealistisch angelegten Natur aufzufassen; durch den unerbetenen Kuß hatte sie bewiesen, daß sie in ihm den Mann Cosimo Riccardi liebe und daß sie gewiß nicht zürnen werde, wenn auch er seine Leidenschaft nicht mehr länger verberge.

Ein häufigeres Zusammensein war die unausbleibliche Folge. Margherita, an Jahren noch jung, doch an Erfahrung und Weltkenntnis dem Maler weit überlegen, freute sich ihres Besitzes und suchte sich ihn nach Frauenart zu sichern, ward daher von Stund an mit jenem Gefühle vertraut, das den Reichen beseelt, wenn er Verlust befürchtet, und das bei denen Eifersucht genannt wird, deren Herz an einen wankelmütigen Menschen gebunden ist. Das „himmelhoch jauchzend zu Tode betrübt sein" mußte sie in allen Variationen durchmachen, war doch Cosimo ein Künstler, dessen Seele seit den Kinderjahren an einem Ideal, einem unfaßbaren

Blick auf den Festplatz für das Eidg. Schützenfest in Zürich. Phot. A. Krenn, Zürich.



Eisenbahn ----- Kabel ═══ mutmassliche Route von Dr Volz.

Allerheiligsten festhielt, ohne das er nicht leben konnte. Ja, dieses Ideal war dem wahrhaft idealistisch gesinnten Manne nur noch teurer, als er sich gestehen mußte, daß er eben ihm das Glück verdanke, das herrliche Weib ans Herz drücken zu dürfen. Das sprach er mit glühender Begeisterung in ihrer eigenen Gegenwart aus, und er sprach es aus, wenn er vor ihr auf den Knieen lag, daß er seine Kunst mit Aufbietung aller Lebenskraft zum Höchsten zu steigern wünsche, um ihr seine Liebe zu bezeugen.

Sein Atelier besuchte sie nur selten, nur, um ihn zu überraschen. Dafür hielt sie darauf, daß er soviel wie möglich einzelne Stunden, ja halbe Tage bei ihr verweilte, weil er bei ihr, wie sie es heiter aussprach, die Mühe der Kunst vergesse und neue Kraft zum Werke schöpfen könne. Das klang hübsch, und er ließ es sich gerne sagen.

Das „Du", wenn sie sich unter vier Augen befanden, war selbstverständlich. Das „Sie" wäre eine Lüge gewesen seit der Nacht in den Maremmen.

Eines Tages saß er wieder vor ihr in dem maurisch dekorierten Gemach, das durch eine Doppeltür nach der Gallerie geöffnet war, die den Canale grande beherrschte. Sie hatte ihn geradezu genötigt, zu erscheinen, wiewohl er sich mit ganzer Kraft der Arbeit hatte hingeben wollen. Zu schwach, ihr um der Kunst willen ein Nein entgegenzusetzen, zu ehrlich, um einen Vorwand zu brauchen, war er doch nicht so ganz sklavisch gesinnt, es nicht merken zu lassen, daß es ihn Ueberwindung gekostet, sich von der Staffelei zu trennen. Statt ihm das Opfer durch doppelte Dankbarkeit zu lohnen, ließ sie ihn spüren, daß sie ihn durchschaut, und sprach, wie eine Königin zum Pagen sprechen mag: „Ganz der Meine bist du immer noch nicht!"

Cosimo merkte wohl, was sie sagen wollte; es war ja dasselbe, was er schon oft genug gehört. Daher sprach er, nicht als Schmeichler, sondern als gerade Seele: „Trübe die kastalische Quelle nicht! Ein edel Roß, das das Feuer aus der Erde stampft, ist mein Ideal, nicht ein belferndes Schoßhündchen!"

„Ein edel Roß?" fragte sie wie erschrocken.

„Allerdings!" rief er mit stolzer Haltung. „Darum nannte ich die kastalische Quelle, die durch einen Hufschlag aus dem toten Felsen gesprudelt. Und ist nicht das Roß das einzige Tier, das, an den Sonnenwagen gespannt, den Himmel stürmen darf? Oh, wenn du die Griechen kenntest! An der Hand ihres Aisopos, des armen Krüppels, bin ich in die hellenische Lichtwelt eingeführt worden, wo keiner weiß, wo die Erde aufhört und der Olymp den Anfang nimmt!"

Sie fühlte es mit einem wonnigen Schauer, daß er sie gerade bei diesen aus tiefstem Herzen kommenden Worten fester umfaßte, als wollte er sie emporheben ins Reich der Seligen, entreißen dem Alltagsleben. Aber nicht sie sah er dabei an, Auge in Auge; er sah vor sich hin, als wäre eine Welt vor ihm aufgetan, die ihren Blicken verschlossen blieb, jetzt und ewig! Trotzdem war sie glücklich, ihn den Ihren zu nennen; denn sie wußte wohl, daß er nirgends, auch im Kreise der Freunde nicht, so zu reden vermochte. Man nannte ihn ja überall den Schweigsamen, den Verschlossenen.

Halb mutwillig, halb begeistert fragte die Schöne: „Und wenn ich dich nun nicht mit meinen Armen festhielte, wenn du nach Art der Danteschen Geister mir entfliehen könntest, mich, Venedig und die Adria verlassen, um in deinem Hellas wieder aufzutauchen? Auch mir sind die Namen der Damen nicht unbekannt, um die der trojanische Krieg entstanden. Ist es nicht besser, mein Lieber, daß Helena und Aphrodite und Ariadne und wie sie alle heißen, auf ewig begraben sind? Ich bin deine Helena!" rief sie entflammt, ihn bei den Schultern schüttelnd, damit er aus dem Traume erwache, den die Camönen um seine Stirne gewoben.

Schön war sie, und sie wußte es, als sie so vor ihm stand und nun, selber einer Unsterblichen gleich, mit ausgebreiteten Armen fortfuhr: „Freu' dich, Amico, daß wir uns gefunden haben; vergiß nicht, daß auch die Hellenen ein Land der unerfüllten Wünsche suchten! Geh nicht unter in der Jagd nach den Hesperiden!" Wie eine himmlische Musik klang es so von ihren Lippen, und wie eine uranische Quelle strömte es dabei aus ihren Augen. Es war wieder einer jener Augenblicke gekommen, der nach bänglicher Nacht mit Auroragewalt das Glück und den Frieden an das Dasein fesselt.

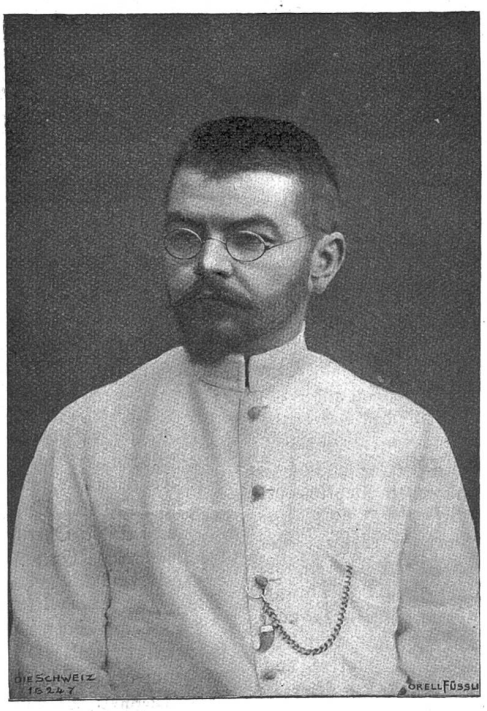
Den Maler drängte es, sobald er sich wieder allein fand, an sich selbst und seiner eigenen Größe zu arbeiten. Mühsam war es, die Gestalt des schönen Weibes, die ihn Tag und Nacht umschwebte, zu bannen und sich in die Volksgruppe zu vertiefen, die bereits in Jahresfrist als ein neues Werk unter dem Namen „Die redenden Tiere" vor die Oeffentlichkeit treten sollte. Das „Graecum est, non legitur" sollte nicht mehr zur Geltung kommen; aus jedem Antlitz in der phrygischen Menge mußte des Künstlers Sinn und Trachten zu lesen sein! Daher galt es, unterwegs die Leute aufzusuchen und zu studieren, tagelang zu beobachten, die ihm, ohne es zu wissen, Akt stehen mußten. Es war eine sehr schwierige, aber auch sehr lohnende Arbeit, die ein unabsehbares Feld neuer Tätigkeit eröffnete, und der Künstler konnte sich zugleich sagen, daß derartige Vorwürfe in der neuern italienischen Malerei ziemlich sparsam vertreten seien. Dürstend nach Ruhm, begierig nach der Anerkennung der Dame seines Herzens, verlangend auch darnach, seinen geheimen Widersachern zu zeigen, daß er noch nicht alles Pulver verschossen, ging Cosimo an die Arbeit, entwarf Skizze auf Skizze, kargte nicht mit der Aufnahme von Gassenwinkeln, Höfchen und Marktbrunnen, um für seine aisopische Gruppe unter dem Guten das Beste zu wählen. Am schwierigsten war der Philosoph selber. Es galt, einen Mann zu finden, dessen Aeußeres der niedersten Volksschicht entsprach und der dennoch über das Gemeine hervorleuchtete und ein Anrecht auf Unsterblichkeit verraten konnte. Der Künstler war bald im Reinen, daß dies ebensosehr durch Haltung und Gebärde als durch das Profil von Stirn und Nase und die feingezogene, nicht vulgäre Mundlinie zu bezwingen sei. Aber wie sinnig mußte da gezeichnet werden, das Theatralische zu vermeiden, das allein Wahre zu treffen? Es fand sich, daß Paul Veroneses Nebenfiguren unendlich viel Belehrendes boten. Doch der Schlüssel zum Ganzen blieb immer die Natur.

(Schluß folgt).

Dr. Walter Volz' unglückliche Reise nach Liberia.

Mit dem Bildnis des Forschers und einer Kartenskizze des Verfassers.

Der Verband der schweizerischen Geographischen Gesellschaften verfügte seit etlichen zwanzig Jahren über eine Summe von einigen Tausend Franken, die ihm von einem vorübergehenden schweizerischen Kongoerforschungsvereine übergeben worden. Mit diesem „Afrikafonds" sollte gelegentlich eine von schweizerischer Seite unternommene wissenschaftliche Afrikareise unterstützt werden. Zu Ende 1905 bewarb sich der Berner Privatdozent der Zoologie, Dr. Walter Volz, gestützt auf einen Plan zur Erforschung des Hinterlandes der Negerrepublik Liberia, um den Fonds. Es hat noch niemand, so ungefähr führte Dr. Volz damals aus, die epochemachenden Forschungen des Zoologen Dr. Büttikofer, unseres Landsmanns*), in Liberia ernstlich fortgeführt. Büttikofer selbst beschränkte seine Reisen auf das Küstengebiet. Zwar haben Binger und Anderson vor etwa fünfzehn Jahren in kühnen Märschen die Küste mit dem Quellengebiet des Niger in Verbindung gesetzt. Aber noch klafft dort auf der afrikanischen Karte eine weite Lücke. Wertvolle botanische, zoologische und nicht zum mindesten ethnographische Aufschlüsse wären von der Reise zu erwarten, die zunächst einen breiten, von heidnischen Stämmen bewohnten Urwaldgürtel durchqueren und sodann auf der offenen, von den mohammedanischen Mandingo bewohnten Hochebene in die von den Franzosen eröffneten und gesicherten Wege münden würde.



† **Dr. Walter Volz** (Phot. F. Fuß, Bern).

Dieser Plan wurde von den Geographischen Gesellschaften gutgeheißen. Der Gedanke, daß zum zweiten Male ein Schweizer auf einem, wie es schien, dem Einfluß der Kolonialmächte entzogenen Stück afrikanischen Bodens wissenschaftlich arbeiten könnte, war in der Tat von großem bestechendem Reiz. Zudem bot die Persönlichkeit des Reisenden — Dr. Volz war als gewesener Assistent auf einem sumatranischen Bohrfelde kein Neuling in den Tropen, hatte vom fernen Osten wertvolle Sammlungen heimgebracht, und es war ihm der erforderliche persönliche Wagemut durchaus zuzutrauen — alle guten Aussichten.

Dr. Volz verließ die Heimat Mitte Mai 1906. Nachdem er in Rotterdam bei Herrn Dr. Büttikofer, dem rüstigen Direktor des dortigen Zoologischen Gartens, die Ratschläge des zurzeit immer noch ersten Liberiakenners eingeholt, schiffte er sich in Liverpool, wohlausgerüstet und wohlversehen mit den besten Empfehlungen und Verbindungen nach Westafrika ein. Sein Plan hatte sich nun dahin verdichtet, auf der Insel Sherbro, Britisch-Guinea oder Sierra Leone, unweit der liberianischen Westgrenze die Reisevorarbeiten zu bewältigen. Dort nämlich fand er in der Faktorei einer Schweizer Firma gastliche Aufnahme. Von diesem britischen Platze aus war die Grenze Liberias ziemlich tief im Innern unschwer zu gewinnen. Der Rückweg nach erfolgter Durchquerung sollte in westlicher Richtung und auf französischer Militärstraße und Eisenbahn nach Konakry, der Hauptstadt von Französisch-Guinea, erfolgen. Als sich nun aber Dr. Volz in Konakry und Freetown (Sierra Leone) mit den Spitzen der dortigen Kolonialbehörden in Verbindung setzte, mußte er die verhängnisvolle Nachricht entgegennehmen, daß im Hinterland von Liberia schwere kriegerische Verwicklungen herrschten. Die dortigen Stämme seien im vollen Aufruhr begriffen und es sei, so urteilte namentlich der Gouverneur von Sierra Leone, für eine private Expedition zurzeit überaus gefährlich dorthin vorzustoßen.

Es war nicht leicht für Dr. Volz, die Tragweite dieser

*) Mit diesem bedeutenden schweizerischen Forscher hoffen wir demnächst unsere Leser näher bekannt machen zu können. A. d. R.